

Bewusstsein (Sapientia, d.h. Kenntnis des sinnlichen Erlebens anstatt bloßes sinnliches Erleben, Sententia) aus einer Perspektive heraus lässt sich schlichtweg nicht vorstellen, ohne auf das erlebende Subjekt Bezug zu nehmen. Das ist der Descartes Satz von außen. Da denkt etwas, da ist etwas. Das Denken kann verstanden werden als ein Prozess, bei dem Erleben durch das Mittel der Sprache ein Kontext verliehen wird.

Das sind keine Feststellungen von Tatsachen, sondern ein reines Zeugnis meines Erlebens und in Kontext Einbettens. Wie es jenseits meines Sinnesapparates aussieht, ist nicht wirklich relevant. Wenn wir nach Autorität fragen, ist die eigene Wahrnehmung letztlich die einzig wirklich relevante Nennung.

Aber klar, darüber hinaus lässt sich ja einiges *annehmen*. Nämlich, dass außerhalb von mir auch vergleichbar erlebt wird. Das andere ebenso sind wie ich oder zumindest ähnlich genug. Falls man normal genug erlebt, um kompatibel mit dem Bewusstsein anderer zu interagieren, gelten andere Regeln. Der Alltag und der Pragmatismus werden zu den relevanten Größen. Darum soll es allerdings nicht gehen. Die Regeln die sich hieraus ableiten sind zwar für das Überleben wichtig, weniger jedoch für das Erleben.

Das Erleben – mein Erleben, von dem ich voraussetze, dass es Wiedererkennungswert für andere hat – passiert auf drei Ebenen. Zwei davon habe ich bereits von einander getrennt benannt. Über das unmittelbare Erleben, Sententia, werde ich nicht viel sagen können. Es ist da. Man könnte in Zweifel ziehen, ob es das eigene ist, ob es tatsächlich mit einer wahrgenommenen Umwelt zusammenhängt und so weiter. Diese Zweifel halte ich nicht für sonderlich interessant. Entweder man traut den eigenen Sinnen oder nicht. Zu wissen, dass sie einen auch täuschen können, ändert für mich nichts an meiner Heuristik, ihnen grundsätzlich zu trauen. Mir gibt das ein gesundes Maß an Konsistenz. Reflexe lassen sich hier verorten.

Abseits von Sententia und Sapientia gibt es da noch... Coquitio? Die Sinnesverdauung?

Um diese komischen Begriffe schnell zu normalisieren möchte ich folgende Erklärung liefern.

Unser Sinnesapparat funktioniert wie ein Dokumentenkopierer.

Xerox Kopierer scannen nicht jeden einzelnen Pixel, sondern zerlegen das Dokument in Parzellen in Buchstabengröße und scannen diese Pixel für Pixel, bis sie den abgedruckten Buchstaben mit hinreichender Wahrscheinlichkeit erkannt haben. Im digitalen Dokument, das erstellt wird, wird nicht etwa die Pixelkonstellation des physischen Dokumentes angezeigt, sondern die aus dem internen Speicher des Kopierers stammende Darstellung des erkannten Buchstabens. (Bei Interesse an dieser Funktionsweise und ihren Unzulänglichkeiten ist David Kriesels Vortrag „Traue keinem Scan, den du nicht selbst gefälscht hast“ zu empfehlen)

Vergleichbar verhält es sich mit unserer (meiner) Wahrnehmung. Reize werden auf Ähnlichkeit mit bekannten Stimuli geprüft und wird eine hinreichende Ähnlichkeit zu Altbekanntem festgestellt, leitet unser Nervensystem lediglich den bekannten Stimulus weiter. Ein Beispiel zur Anschaulichkeit: Anstatt den immergleichen Heimweg von meiner Wirkungsstätte jeden Werktag neu zu erleben, gelangt lediglich eine Abfolge von bekannten Mustern, die dem Protokoll „Heimweg“ entsprechen, in die tieferen Ebenen meines Bewusstseins. Nur falls etwas Unerwartetes geschieht, werde ich kurz aus diesem Film vor meinen Augen in die eigentliche Wahrnehmung gelassen, um darauf reagieren zu können. Ansonsten läuft mein Verhalten auf Autopilot. Ich setze nicht bewusst einen Schritt nach dem anderen, sondern vertraue darauf, dass mein Körper weiß, wie er auf bekannte Stimuli reagieren muss, um das Protokoll abzuschließen.

Der Grund für diese Funktionsweise ist Effizienz. Indem ich meinen Körper auf Autopilot mit der Navigation bekannter Umstände betraue, bieten sich mir freie Kapazitäten, um zu telefonieren, Podcasts zu hören oder meine Gedanken schweifen zu lassen.

Diese Ebene des Erlebens sollte man skeptischer sehen, als das unmittelbare Erleben. Es ist eine Vermittlung nicht etwa durch Sprache, sondern durch Automatisierung und Wiederholung. Der Preis der Effizienz ist Verkürzung. Wieder abgespulte Stimuli bilden keine Erinnerungen. Das erlebte Leben wird im Rückblick kürzer. Darauf verzichten kann man nicht, wenn man vorhat,

weiter funktional zu sein. Aber man sollte sich dessen Gewahr sein und etwas unternehmen, wenn man anfängt, die Jahre wegzublitzeln. Das war ein rein persönlicher Appell an dich und mich. Kehren wir zum Thema zurück.

Dieses Erleben im Kontext, der Ausdruck der Observation. Sprache vermittelt nicht nur zwischen Individuen, sondern auch innerhalb von ihnen. Zumindest von mir. Sie vermittelt zwischen dem unmittelbaren Erleben und dem Prinzip des Verstehens. Gleichzeitig wird der Korpus des Verstandes auf diese Weise konstituiert. Der Korpus ist wie eine Datenbank, der immer neue Daten hinzugefügt werden und das Prinzip des Verstehens versieht diese Daten mit Namen, sie gruppiert sie und setzt sie zueinander ins Verhältnis. Daraus entsteht ein möglichst konsistentes Verständnis der Welt, die wir über die Reize erfahren. Gleichzeitig entsteht aber auch ein Verständnis von uns selbst. Wie finde ich denn den Reiz x in Kontext y. Woran liegt es, dass er mir da gefällt, in Kontext z allerdings nicht? Auf die Wahrnehmung der Reize (Mir ist warm) und deren Kontextualisierung (Mir ist warm, wenn ich in der Sonne bin; Weltverständnis) folgt die Wahrnehmung der Wahrnehmung (Es gefällt mir, wenn mir warm ist; Selbsterkenntnis) und darauf der systematisierende Ausdruck davon (Ich bin gerne in der Sonne; Selbstverständnis). Das Ich, das aus diesem Geflecht aus innerer Beobachtung hervorgeht, ist formlos, solange es nicht in einen Zustand, d.h. einen Satz eingebettet wird. Dann zeigt sich, ob ich gerne Lakritze mag oder sich hier ein Druck in Form einer Inkonsistenz mit meinem unmittelbaren Erleben abzeichnet, der es einzwängt. Dadurch offenbaren sich seine Proportionen. Dieser Prozess, auch als „Aneignungsgeschichte“ bezeichnet, verläuft dauerhaft. Beständig müssen wir uns zu unserem eigenen Erleben in Verhältnis setzen, um zu sehen, ob das Bild, das wir von uns selbst haben nach wie vor passend ist.

Nachdem diese Vorarbeit nun zu Ende ist und man mir hoffentlich soweit folgen konnte, beginnt die eigentliche Arbeit. Ich möchte zu einer Wertschätzung, vielleicht einer Zelebrierung der Antiklimax gelangen.

Was das bedeutet, wird vielleicht am besten deutlich, indem wir ihr Gegenteil, die Klimax im Kontext des Erlebens, definieren. Was übrig bleibt, ist unser Konzept.

Artikulierte Ich-erleben folgt einem Schema. Sätze, mit denen wir uns für uns selbst erlebbar machen betten uns und unsere Handlungen in eine Welt ein, die außerhalb von uns besteht.

Jetzt kommt die große Herausforderung dieses Aufsatzes: Die Argumentation, dass artikuliertes Ich-erleben per se das Format einer Geschichte annimmt.

Um diesen Schritt zu vollziehen, muss ich wahrscheinlich das Wesen der Geschichte beleuchten:

Eine Geschichte handelt von einem erlebenden (oder erlebten) Etwas, das entweder selbst einen Wandel durchläuft oder dessen Umstände einen Wandel durchlaufen, von den Widerständen des Wandels sowie den Anpassungen, die entsprechend vorgenommen werden müssen, um die neuen Zustände auszututieren. In der Regel kommt eine Komponente des Bedürfnisses hinzu, das den Wandel veranlasst. Außerhalb dieses Rahmens könnte man womöglich von Zustandsbeschreibungen sprechen, falls es keine Entwicklung gäbe. Oder aber man spräche gar von nichts, wenn es kein erlebendes oder erlebtes Etwas gäbe. Das Erleben basiert bereits basal auf dem Übergang einer Sinneszelle von einem unerregten in einen erregten Zustand. Für das artikuliert Ich-Erleben kann das bedeuten, dass sich die äußeren Umstände des Erlebenden ändern und diese mitsamt ihren Herausforderungen bewältigt bzw. integriert werden müssen. Oder aber es besteht aus dem Anprobieren einer Identitätsfacette, indem das Ich sich in einen hypothetischen Zustand versetzt, um zu sehen, wie es sich anfühlt, das zu tun. Beispielsweise, indem ich mich gedanklich mit dem Satz konfrontiere „Ich bin heute schön angezogen.“, obwohl ich mich vorher für jemanden gehalten habe, der darauf keinen Wert legt.

Stets geht ein Zustand in einen anderen über, es werden Widerstände überwunden und Anpassungen gemacht. Stets entspricht diese Struktur dem Aufbau von Geschichte. Das ist schlichtweg, wie wir unser Verhalten uns selbst zugänglich machen, wie wir es uns selbst verständlich machen. Wir berücksichtigen, woher wir kommen, um nachzuvollziehen, wohin es uns zieht und wie wir dorthin gelangen. Verstehen wir uns als schüchtern und verliebt, begreifen wir die Überwindung, die es uns

kostet, um mit viel Nervosität um ein Rendezvous zu bitten.

Dass diese Struktur entsteht, ist letztlich eine notwendige Konsequenz davon, dass unser Verständnis nach Konsistenz strebt. Wir können die Zustände, die wir durchleben nicht losgelöst von einander betrachten und erleben, ohne den Kontext der Historie zu verlieren, deren Einfluss auf unser Handeln dann unbegreiflich wäre. Wenn ich ein einschneidendes Erlebnis durchlebt habe, das mich schüchtern gemacht hat, und ich dieses nicht berücksichtige bei meiner Frage nach dem Rendezvous, wird mir meine eigene Nervosität unerklärlich sein.

Nun erzählen wir allerdings nicht nur uns selbst Geschichten, sondern auch einander. Das Erstaunlich an Sprache ist, dass sie nicht nur unserem Verstand erlaubt, uns selbst zu verstehen, sondern auch, uns mit anderen zu verständigen, d.h. ihnen ein Verständnis davon zu ermöglichen, was das eigene Erleben ausmacht.

Dieses Gut kultivieren wir seit geraumer Zeit. Ich werde keine großen anthropologischen Einlassungen wagen, aber der eine Punkt ist wichtig: Menschliche Geschichten, die für ein breites Publikum, beispielsweise einen ganzen Kulturkreis, gelten sollen, teilen sich neben einigen anderen Merkmalen vor allem das folgende: Sie weisen eine gewisse Dramaturgie auf. Sie sind auf das Wesentliche reduziert. Die Menschen, die sie konsumieren, sollen sich nicht mit Details aufhalten müssen, die ihnen die Figur des Protagonisten fremd macht. Stattdessen, sollen sie den Weg des Protagonisten nachvollziehen können. Der Protagonist kommt von da, wo sie herkommen und es gelingt ihm da hin zu kommen, wo sie hin kommen wollen. Er ist den selben Widerständen ausgesetzt, die sie kennen, und überwindet diese, womit die Geschichte endet.

In radikaler Konsequenz ist dies zu begreifen als: Der Protagonist ist ein sterbliches Wesen wie du und ich, gelangt jedoch zur Unsterblichkeit, überwindet also das letzte existenzielle Hindernis des Todes. Die Klimax seiner Geschichte ist der Moment dieser Überwindung, der Triumph.

Natürlich können diese Geschichten weniger fundamental und allgemeingültig sein. Vielleicht beschränkt sich ihr Publikum auf Jugendliche und sie handelt entsprechend von der Überwindung davon, als Kind wahrgenommen zu werden. Oder es ist nationalstaatliche Propaganda, die den Sieg über einen Feind anderer Flagge glorifiziert.

Die Klimax ist in dieser dramaturgisch vollendeten Form der Geschichte unentbehrlich. Menschen wollen Geschichten konsumieren und glauben. Am liebsten solche, die einen Protagonisten aufweisen, dessen Rolle ihnen gefällig ist, und die sie durch den Konsum der Geschichte (zumindest emotional) einnehmen können. Das muss nicht immer intuitiv sein, aber soweit meine Überzeugung.

Das kann unterschiedliche Gründe haben, auf die ich hier nicht weiter eingehen werde, aber neben der emotionalen Überwindung von Hindernissen, die wir aus dem eigenen Dasein kennen und der Erfüllung von Wünschen, nach denen unser Verlangen ebenfalls greift, sei hier noch das vereinende Elemente genannt, Wünsche und Schwierigkeiten mit anderen zu teilen.

Nun jedoch zurück zur eben definierten Klimax, dem Moment des Triumphes, mit dem die Geschichte endet, bzw. in ihren letzten Akt, die Auflösung, eintritt.

Das was übrig bleibt sind also der Moment des Scheiterns, der Leere oder des Triumphes, mit dem unsere Geschichte nicht endet. Dies sind Ausfertigungen der Antiklimax.

Und sie alle dürften einem und einer jeden von uns vertrauter sein als die Klimax. Das Dasein in einem gleichgültigen Kosmos, den ich an dieser Stelle annehmen möchte, gibt keine Garantie auf eine Erfüllung unserer Wünsche oder Überwindung unserer Hindernisse. Im Zweifel garantiert es am ehesten noch unser schlussendliches Scheitern an der Hürde des Todes, falls denn unser Ziel das Fortbestehen bleibt.

Darum mein Gegenvorschlag: Zelebrierung der Antiklimax.

Das Gegengewicht zu der Last unserer Kultur, zu meinen, für uns als erzählende Erlebende werde das rechte Ende noch warten. Zu meinen, wir müssten nur fest genug glauben oder kühn genug träumen, und ein uns eingeschränktes Prinzip kosmischer Gerechtigkeit werde unseren Einsatz zu würdigen wissen, wie es den der Protagonisten zu würdigen wusste, indem es ihn mit dem Triumph belohnte. Dieses Prinzip lässt unser Leben in einem unwürdigen, unfertigen Licht erscheinen, dadurch dass wir es an einer Fiktion messen: Der Illusion, dass Kreise sich schließen müssten.

Wie aber zelebriert man die Antiklimax? Wie zelebriere ich sie?

Mein Leben, das keinen Ausbruch aus der Normalität bereithält, keine Außergewöhnlichkeit, hat so manchen Moment gesehen, der mich mit der Erwartung von endgültiger Abgeschlossenheit, einem Denouement und entsprechender Losgelöstheit, konfrontiert hat. Anstatt mich darauf zu verlassen, dass sie eintreten, lasse ich mich im Moment der vermeintlichen Erhöhung absacken. Koste die Bitterkeit der ungeschönten, unkaschierbaren Willkür.

Anstatt mit großer Geste die Abgabe einer Abschlussarbeit zu begehen, gehe ich den Abwasch machen, der sich in den Tagen davor angesammelt hat, weil an diesem Tag niemand zugegen ist, um den Moment mit mir zu verbringen. Das soll nicht bedeuten, dass man darauf verzichten sollte, diese Momente zu begehen. Es bedeutet, sich möglichst von der Erwartung frei zu machen, dass es eine *richtige Art* gäbe, sie zu begehen. Ich habe ein paar Wochen später meinen Abschluss gefeiert. Ohne Gram darüber, dass dieser Moment warten musste.

Ein weiteres Beispiel: Anstatt Laster triumphal mit einem finalen Akt des Verzichts abzulegen, halte ich diesen Kreis beständig unter Aufwendung von Willensstärke geschlossen. Wohl wissend, dass sich beständig herausstellen kann, dass er nie geschlossen war und ich nach wie vor daran arbeiten muss, ihn zu schließen.

Diese Beispiele mögen zu subjektiv sein, um für Verständnis zu sorgen. Ich versuche es abstrakter: Eine Antiklimax ist lediglich definiert durch das Ausbleiben einer Klimax, wie wir konditioniert sind sie zu erwarten. Anstatt darin eine Tragödie oder gar eine Unzulänglichkeit unsererseits zu sehen, halte ich dem entgegen, dass es ein Grund ist, um traurig zu lächeln. Ein Moment, in dem wir uns die Täuschung gewünscht hatten und von der Echtheit unseres Daseins enttäuscht wurden. Ein Moment, in dem wir lernen können, zufrieden zu werden, indem wir verlernen zu erwarten, dass Feuerwerk und Seligkeit uns jenseits der Hindernisse empfangen werden. Die Tragödie des Lebens liegt für mich nicht darin, nie das Gewöhnliche zu überwinden, sondern stets in der Erwartung zu leben, es überwinden zu müssen. Die Antiklimax ist das Leben in stiller Selbstgenügsamkeit. Ein weiser Verzicht. Wie furchtbar.

Ebenso liegt die Tragödie des Todes für mich nicht darin, ihn nicht besiegen zu können, sondern ihm zu Lebzeiten nicht seinen Schrecken genommen zu haben. Daran festzuhalten, dass er ein Hindernis ist, das wir überwinden müssten, anstatt eine Notwendigkeit, mit der wir uns arrangieren müssen.

Das ist unsere Geschichte, die einzige, die stimmt: Die Geschichte von beständigem Wachstum und immer neuen Hürden, die wir mal nehmen, mal reißen. Bis wir irgendwann ruhen.